

„'s gibt kein schöner Leben als Studentenleben ..."

Weihenstephan 1951 bis 1954

Obwohl in keiner Universitätsstadt aufgewachsen wusste ich mit vier Jahren schon, was ein Student ist: Er trägt eine rote Mütze, schräg über die Brust ein grün-gold-rotes Band und an der Taschenuhr einen Bierzipfel. Für den Fotografen zieht er eine Uniform mit weißen Handschuhen an und stützt sich auf eine Art Schwert. Jedenfalls konnte ich in solcher Aufmachung meinen Vater im Fotoalbum sehen und seine Mützen durfte ich zum Spielen aufsetzen. Gelegentlich besuchten uns Männer im Alter meines Vaters, die unter Gelächter erzählten, wie sie in Freising Polizisten ärgerten, mit Arbeitern rauften und in Wirtshäusern Bier tranken. Die Besucher waren "Ceresen" und sie erinnerten daran, dass mein Vater jungen Mädchen - darunter vor allem meiner Mutter - auf der Geige Ständchen spielte, zuweilen eine Mundharmonika zur Begleitung auf sein Instrument montierte, und bereits nach zwei Halben Bier ganze Tischrunden unterhalten oder im Handstand die Tischplatte entlang balancieren konnte. Von 1936 an - seit wir in Triesdorf wohnten - hörte ich nur noch selten etwas von Ceresia; die Mützen und Bänder verstaubten auf dem Speicher.



Als ich im Oktober 1951 dem Reifezeugnis auch noch das über die Landwirtschaftsgehilfen-Prüfung - beides waren Zulassungs-Voraussetzungen - der Bewerbung um einen Studienplatz in Freising-Weihenstephan beilegen konnte, ließ sich das Studentenleben weniger farbenfroh an: Meine Mutter fand mit Hilfe einer Schulfreundin ein Zimmer für mich, - und gleich noch Lehrbücher, weil der künftige Schwiegersohn der

Freundin - Georg Seyrer, später im Landwirtschaftsministerium - gerade das Studium der Landwirtschaft beendet hatte. Ich besorgte mir Brennholz und Kohlen und zog in ein Haus aus der Gründerzeit - mit der Rückseite an der Bahnlinie nach Landshut gelegen - zur Familie Willax. Herr Willax war ein vorzeitig pensionierter Bahnbeamter; mit seiner Frau und dem eben erst aus der Nervenheilanstalt Haar entlassenen, etwa 25-jährigen Sohn schlief er im Schlafzimmer, das nur vom - an mich vermieteten - Wohnzimmer aus zugänglich war. Durch kleine in die beiden Türen gebohrte Löcher erkundeten meine Hausleute rücksichtsvoll, ob sie mich etwa stören würden, bevor sie durchhuschten. Da die Vorlesungen erst um 9 Uhr begannen und ich nicht schon morgens den Ofen anschüren wollte, lag ich noch im Bett, wenn die Familie - notdürftig bekleidet, der Sohn stets milde lächelnd - an mir vorbei trippelte. Sie wusch sich in der Küche, ich dagegen hatte im Zimmer eine Waschschüssel mit Krug. Die Miete betrug DM 20,- und deckte aus heutiger Sicht erstaunlich viele Dienstleistungen ab: heißes Rasierwasser und Frühstück aufs Zimmer, Waschschüssel reinigen, Bettmachen, Zimmer putzen, nach Absprache abends Einheizen und Tee zum Abendessen.

An der Technischen Hochschule, Zweigstelle Weihenstephan - so hieß sie damals noch - fand man sich schnell zurecht. Ich traf unter den etwa 80 Erstsemestern meinen Ansbacher Schulfreund Elmar von Hirschberg wieder - er hatte bei Seebruck am Chiemsee praktiziert - und meine Bekannten von der Regensburger Gehilfenprüfung: Richard Oesterer, Michael Scheuerer, Ernst Bock und Josef Gaillinger. Mit einem Stundenplan erhielt ich eine Rechnung. Fürs erste Semester musste ich 210,- DM an Unterrichts-, Einschreib- und sonstigen Gebühren bezahlen; das war viel Geld für mich, denn meine Mutter erhielt monatlich an Verschollenenbezügen, Waisen- und Kindergeld nur 251,- DM. Mit wenigen Ausnahmen lebten die anderen auch sparsam; mittags gingen wir in die Mensa zum Stammgericht für -,80 DM, abends aß ich auf dem Zimmer einen Bückling oder ein Stück

"Konsumwurst" zum "Konsumbrot". Einmal versuchte ich's beim Pferdemetzger, dann kaufte ich mir lieber eingedosten Thunfisch mit Tomatensoße. Dazu trank ich regelmäßig Pfefferminztee, den mir Frau Willax zubereitete. Etliche Studenten kamen täglich mit der Bahn von München, Landshut oder Regensburg nach Freising und stiegen den Berg hinauf nach Weihenstephan. Wer in der Stadt wohnte, ging zu Fuß; nur aus den Randbereichen und Dörfern kamen Radler. In meinem Semester besaß keiner ein Auto, nur einige wenige fuhren Kleinkrafträder, einer davon war Graf zu Eltz aus Wolfring, Landkreis Nabburg, ein anderer zählte nicht zum Adel, trug aber - vielleicht wegen seines durch Motorisierung zur Schau gestellten höheren Lebensstandards - den Spitznamen "Baron". Gelegentlich sahen wir einen Porschefahrer vor dem Hörsaalgebäude aussteigen; das war Graf Walderdorf aus Hauzenstein bei Regensburg, genannt Graf Bobby. Er studierte wohl eher unregelmäßig. Am Wochenende blieben die meisten Studenten in Freising.

In den ersten Wochen gingen wir abends in kleineren oder größeren Gruppen die Hauptstraße auf und ab; wir waren an Bewegung gewöhnt, wollten Heizmaterial sparen und hatten uns viel von unseren beiden Praxisjahren zu erzählen. Das Studium erschien uns trocken und langweilig nach all den Erlebnissen mit Menschen, Tieren, Maschinen und Pflanzen. Wenn's uns auf der Straße zu kalt wurde, setzten wir uns in ein Wirtshaus und nippten an einem kleinen Bier, - einige Stunden lang. Am liebsten saßen wir im Café Hauptmann. Selbst wenn man nur ein Glas Milch trank, führte uns der Cafetier, ein Hobbyzauberer aus Karlsbad, seine magischen Kunststücke vor. Statt höherem Umsatz erzielte er nur Applaus.

Die Vorlesungen besuchten wir im großen Hörsaal 7 zusammen mit den Gärtnern und Brauern, wenn Physik und Chemie, Rechtslehre und Volkswirtschaft angesagt waren. Botanik und Zoologie hörten wir Landwirte im Gebäude der Staatlichen Molkerei - begleitet vom leisen Summen der Maschinen und den Gerüchen der Käsebereitung. Alles begann sehr abstrakt und theoretisch; es fiel mir schwer, nach zwei Jahren Pause das "Büffeln" wieder aufzunehmen, - diesmal nicht nach Lehrbüchern, sondern nach Skripten unserer Vorgänger, die eifrig mitgeschrieben und vervielfältigt hatten. Beim Abitur hatte ich noch gehofft, mich nie mehr mit Physik und Chemie beschäftigen zu müssen; das war ein Irrtum, denn zur Theorie kamen noch chemische und physikalische Übungen. Nach dem Vordiplom trat die Landwirtschaft stärker in den Vordergrund; sie wurde uns aber als ziemlich statisch dargestellt. Änderungen der Agrarstruktur, Kooperationsformen, Betriebsvereinfachung, Lösung der Tierhaltung von der Nutzfläche oder gar europäische Marktregelungen für Agrarprodukte haben die Wissenschaftler damals offensichtlich nicht vorausgesehen. Keine zehn Jahre später sollten sie unter landwirtschaftlichen Fachleuten Hauptgesprächsthemen werden.

Elmar von Hirschberg und einige andere sprachen von der "Donaria" und einem eventuellen Beitritt zu diesem Corps. Ich hatte zwar einen Bundesbruder meines Vaters, den a. o. Professor Dr. Schropp, kurz besucht, dabei erfahren, dass die Ceresia noch besteht - allerdings in München - und auf seinen Wunsch meine Adresse hinterlassen, aber dann nichts mehr von ihm gehört. Bei einem Wochenendbesuch in Regensburg erzählte ich meiner Mutter und dem früheren Chef und Freund meines Vaters Willi Keppner, der ihr in seinem wieder aufgebauten Haus 1950 eine kleine Wohnung geboten hatte, unter anderem von der Situation der Studentenverbindungen, die für meinen Vater und für Keppner - er war "Donare" - einmal eine große Rolle gespielt hatten und nach meinen ersten Eindrücken im Hochschulbereich kaum mehr wahrnehmbar waren. Der ansonsten eher sparsame Willi Keppner meinte, ich müsse unbedingt mit meinem Schulfreund der Donaria beitreten, und er würde mir monatlich 20,- DM bezahlen, damit ich mir das auch leisten könnte. Tatsächlich ging ich wenig später an einem Abend mit Elmar von Hirschberg zur Donaria, wo wir recht nette Studenten aus dem 3. und 5. Semester vorfanden, die relativ locker studentische Bräuche pflegten. Gemeinschaft war mir hier sicher, die mir einsame Abende in meinem Durchlauf-Zimmer bei Willax ersparen würde. Mit Elmar von Hirschberg und mir traten noch weitere vier Kommilitonen als „Fuxen“ der Donaria bei und wir setzten blaue Mützen auf zum blau-gold-grünen Band, - allerdings nur bei den „Kneipen“; in der Öffentlichkeit versteckte man die Mütze in der Manteltasche. Vor Weihnachten fuhren wir nach Nürnberg zum „Thomastag“ mit „Farbenbummel“ in der Innenstadt. Am Vorabend saßen wir mit

„Alten Herren“ zusammen, die von vergangenen Zeiten schwärmten und von denen einer eine Rede hielt, in der Sätze vorkamen wie „... wenn es sein muss, für die Farben sterben“. Das erschien uns - der Phrasen überdrüssigen - Nachkriegsstudenten reichlich antiquiert. Als dann nach Weihnachten auch noch die Vorbereitungen auf die ersten Messuren begannen, gleichzeitig aber in der Presse moraltheologische Bedenken gegen diese Art Zweikampf zu lesen waren, kamen uns sechs Donaren-Fuxen Zweifel, ob wir „auf dem richtigen Dampfer“ seien. Ich dachte darüber nach, welche verstaubten Traditionen ich da wohl noch mitmachen müsste. „Schlagende Verbindungen“ erschienen mir nicht mehr zeitgemäß, meiner Mutter missfielen sie aus religiösen Gründen; so verließ ich die „Donaria“ wieder. Später gestanden mir meine Mitfuxen, dass sie das Austrittsschreiben auch schon in der Tasche, es aber dann doch zerrissen hatten. Den späteren Kollegen, die ich bei Donaria kennen gelernt hatte, blieb ich auch im Beruf freundschaftlich verbunden; aber äußerst peinlich war es, Willi Keppner meinen Austritt zu gestehen.

Sehr einsam fühlte ich mich in den nächsten Wochen, denn inzwischen war rund ein Drittel der Erstsemester den sieben Verbindungen am Ort beigetreten, zum Großteil den beiden katholischen, deren konfessionelle Ausrichtung mich aber nicht anzog. So rückte das Ende des Wintersemesters näher, ich bereitete mich auf drei mündliche Semestralprüfungen vor, deren Bestehen Voraussetzung war für Hörgeldermäßigung im nächsten Semester; künftig sollte jedes Semester für mich mit Prüfungen enden! Da gab mir ein Student aus einem höheren Semester einen Zettel mit dem Namen „Dr. Eisenreich, Institut für milchwirtschaftliches Maschinenwesen“; ich sollte ihn besuchen. Dieses Institut fand ich im Keller des Molkereigebäudes und sein Leiter Dr. Eisenreich stellte sich als Ceres vor. Ich erfuhr, dass er die Burschenschaft Ceresia wieder in Freising aufleben lassen wollte. Er schlug mir vor, in München beizutreten, einige dafür zu gewinnen und dann in Weihenstephan neu zu gründen. Außerdem bot er mir Arbeit im Institut an, die ich neben dem Studium leisten könnte. Ich habe nicht mehr lange überlegt und diese Chance ergriffen, endlich Geld zu verdienen und gleichzeitig einen Freundeskreis zu gewinnen, der bei einer Neugründung weniger mit verstaubten Traditionen belastet sein würde.



Fortan führte mich die Süddeutsche Lehr- und Versuchsanstalt für Milchwirtschaft auf ihrer Lohnliste als Molkerei-Hilfsarbeiter mit einem Stundenlohn von 1,07 DM und 12 Werktagen (= zwei Wochen) Jahresurlaub. Wirtschaftliche Probleme bedrückten mich seitdem nicht mehr, vom zweiten Semester an erhielt ich auch Hörgeldermäßigung, - es blieb nur noch ein Rest von 10,- bis 50,- DM je Semester zu bezahlen (mit schlechtem Gewissen habe ich mein Einkommen im Antrag verschwiegen!). Meine Arbeitszeit war nicht festgelegt, - bis auf den Beginn: Täglich um 4.30 Uhr beim Melken im Veitshof unterhalb des Weihenstephaner Berges; nach dem Melken konnte ich einen halben Liter Milch mitnehmen, zu Hause frühstücken und dann Vorlesungen hören. Um 16.00 Uhr begann im Veitshof das Abendmelken, um etwa 18.00 Uhr war Feierabend. Das war nur mit dem Fahrrad zu bewältigen und mittags

schief ich eine Stunde, um nicht während der Vorlesungen einzunicken; es passierte mir aber trotzdem immer wieder. Abends saß ich dann über den Skripten und lernte für die Prüfungen; mit Traubenzuckertabletten versuchte ich mich wach zu halten. Während des Vordiploms radelte ich mehrmals sofort nach der Prüfung zum Melken, hängte meinen schwarzen Anzug (Anzug und Krawatte galten als selbstverständlich bei mündlichen Prüfungen!) vorsichtig in die Milchammer und sprang in meinen Overall. In den Semesterferien arbeitete ich den ganzen Tag zwischen den Melkzeiten im Institut, während des Semesters nur in den Freistunden.

Das Prüfen von Melkmaschinen im praktischen Einsatz war meine Aufgabe. Der Oberschweizer Wucherer aus dem Allgäu und die „Mare“, seine Hilfskraft, melkten die 20 Braunviehkühe, ich stoppte für jede Kuh die Melkzeit und wog ihr Gemelk sowie das mit der Hand gewonnene Nachgemelk, um alles in einer Liste festzuhalten. Ich half beim Melken mit, soweit es meine Kontrolltätigkeit zuließ,

und holte dabei nach, was ich im Lehrbetrieb im Umgang mit Kühen versäumt hatte. Im Sommer blieben die Kühe, die ich bald namentlich kannte, Tag und Nacht auf der Weide neben der Amper und wir melkten in einem luftigen, aus Holz gebastelten Melkstand. Das war für Mensch und Tier angenehmer als in der Enge und Dunkelheit des Anbindestalles im Winter. Alle vier Wochen wechselten die Melkmaschinen; es waren Fabrikate aus Deutschland, der Schweiz, aus den Niederlanden, aus Schweden und aus Dänemark.

Im Institut hatte ich meine Messergebnisse auszuwerten und bei anderen Untersuchungen mitzuhelfen. Dabei lernte ich auch, mit einer schweren, mechanischen Rechenmaschine umzugehen; gelegentlich tippte ich daneben, dann saß der Physiker des Instituts stundenlang über ihrem Innenleben, um die Mechanik wieder in Gang zu bringen. Mehrere Wochen prüfte ich Handhabung und Reinigung von Milchausschankgeräten. Morgens holte ich mir etwa fünf Liter Frischmilch, ließ sie mehrmals durch sämtliche Geräte laufen, reinigte die Geräte und trank mittags zu Semmeln und Ausschuss-Camembert einen Teil dieser Milch, bis ich sie über hatte. Am Ende durfte ich darüber meine Diplomarbeit schreiben: „Milchausschankgeräte im stationären und ambulanten Handel“. Nach meinem vierten Semester verlegte die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft die Melkmaschinen-Prüfungen nach Kiel, Dr. Eisenreich wollte mir aber nicht gleich kündigen. So suchte ich nach neuen Aufgaben und sah zufällig, wie der Werkmeister sich mit einer grafischen Darstellung abmühte. Ich erbot mich, sie ihm abzunehmen. Im Freihandzeichnen war ich in der Schulzeit immer gut, aber Technisch Zeichnen und Druckschrift habe ich gehasst; jetzt erschienen sie mir existenzsichernd und sofort verloren sie ihre Schrecken. Als ich auch noch Zeichengeräte und eine Fotolabor-Einrichtung entdeckte, die bei der Flucht des Instituts aus Halle mitgebracht worden waren, aber in Weihenstephan verstaubten, machte mir das Zeichnen mit der Tuschfeder an dem großen Reißbrett sogar Spaß. Aufträge erhielt ich genug zum Zeichnen, Beschriften, Fotokopieren - damals noch mit Sonne, Stoppuhr und Salmiakgeist - und Fotografieren mit anschließender Entwicklung (Eines meiner Werke fand Eingang unter dem Stichwort "Melkmaschine" im "Herder-Lexikon" von 1956 mit dem Text von Dr. Eisenreich). So konnte ich meinen Stundenlohn rechtfertigen, bis ich im Herbst 1953 vor Beginn des fünften Semesters kündigte, um mich endlich ausschließlich meinem Studium zu widmen. Geld hatte ich dafür zurücklegen können und meiner Mutter ging es inzwischen wirtschaftlich besser. Zum Abschluss reiste ich mit Manfred Wölfl nach Rom, wo uns sein Bruder - damals im Germanicum, später im Bischöflichen Ordinariat Regensburg - die Ewige Stadt zeigte.

Das frühe Schrillen meines Weckers vertrat Herr Willax nur zwei Wochen, außerdem hätte er in den Osterferien lieber die Miete für ein unbewohntes Zimmer eingestrichen; so sprach er in wohlgesetzten Worten - gestützt auf ein Manuskript - die Kündigung aus. Der Zeitpunkt war denkbar ungünstig: Der Zahnarzt hatte mir gerade die beiden unteren Schneidezähne gerissen und ich musste einige Tage warten, bis er eine Brücke einbauen konnte. So ging ich mit einem Sprachfehler auf Zimmersuche, fand aber bald bei Fräulein Wiesheu am Goldberg, die mein Gebrechen ignorierte, ein nettes Zimmer auf der Südseite, allerdings um 25,- DM, also um fünf Mark teurer. Sie ließ mir ihren Leiterwagen, mit dem ich meine Kohlen und meinen Schließkorb holen konnte, und ich fühlte mich bald bei ihr heimisch. Nun ging ich durch ein vermietetes Wohnzimmer, in dem bei meinem Einzug ein Gartenbauschüler hauste.

Während der Sommerferien war es in Freising sehr still; die Studenten waren zu Hause oder zum Praktikum in Schweden, Jugoslawien oder in der Schweiz; nur ich musste bleiben mit etwa einem halben Dutzend anderer „Werkstudenten“. An den Sonntagen leistete ich mir mittags ein Essen um 3.- bis 5.- DM im Bayerischen Hof, dem besten Haus am Platze, und verbrachte den Nachmittag bis zum Melken lesend und badend an der Isar. Das während des Semesters Versäumte nachzuholen kam mir nicht in den Sinn; in die Bibliothek ging ich nur, um – für mich völlig neue – amerikanische Literatur (Hemingway, Steinbeck, Mailer) auszuleihen.

Mit Dr. Eisenreich fuhr ich noch im Januar 1952 abends einmal im Zug nach München und mit der Straßenbahn zum Hofbräuhaus-Keller am Wiener Platz. Dort traf sich die Münchener Ceresia zu ihren Kneipen. Außer dem Namen erinnerte mich nichts an die studentische Vergangenheit meines Vaters: Die Mützen waren schwarz, die Bänder schwarz-hellblau-rot und die Studenten keine Landwirte,

sondern Mediziner, Tierärzte, Juristen, Chemiker und so weiter. Außerdem waren sie relativ um zwei Jahre jünger, weil sie ohne Praxisjahre mit dem Studium begonnen hatten. Ich wurde „aktiv“, d. h. ich trat der Verbindung bei und setzte eine schwarze Mütze auf. In den nächsten Wochen lud ich auf Vorschlag Dr. Eisenreichs andere Erstsemester ein, mit nach München zu fahren; einige Male mietete Dr. Eisenreich dafür einen Kleinbus an. Die meisten ließen sich zwar das Freibier schmecken, verschwanden aber wieder aus meinem Gesichtsfeld. Am Ende des Semesters waren wir dann doch zu viert: Richard Oesterer und Ernst Bock, die ich von der Gehilfen-Prüfung her kannte, sowie Hans Kraus, dem München weniger provinziell erschien als Freising, und ich.

Jede Woche nahmen wir mit Dr. Eisenreich an den Münchener Kneipen teil; oft wurde es spät, die Straßenbahn fuhr nicht mehr und wir rannten quer durch die Innenstadt zum Hauptbahnhof, um den letzten Zug nach Freising zu erreichen. Ich dachte dabei an meinen Wecker, der mich um 4.15 Uhr aus dem kurzen Schlaf reißen würde. Im Institut gab mir Dr. Eisenreich die alte abgegriffene Satzung der Ceresia-Freising zum Modernisieren. Es war meine erste Beschäftigung mit dem Vereinswesen. Kühn schnitt ich alte Zöpfe ab und reduzierte die Satzung auf die nötigsten Regeln für ein geselliges Zusammenleben. Wozu sollten wir bei unseren Zusammenkünften Mützen aufsetzen, wenn wir sie nicht auf der Straße trugen? Ein Band würde genügen. Weshalb sollten sich die Vorstandsmitglieder in „Wichs“ - einer Art Operetten-Uniform - zeigen, mit dem in einer nicht schlagenden Verbindung völlig überflüssigen „Schläger“ bewaffnet? Dr. Eisenreich aber dachte an die „Alten Herren“, die er erst noch für einen eingetragenen Verein als Geldquelle gewinnen wollte, und die sicher ihre Ceresia so wieder sehen wollten, wie sie sie aus ihrer Freisinger Zeit in Erinnerung hatten. Deshalb war er mit meinen vielen Streichungen nicht einverstanden und nach längerem Hin und Her kam ein Kompromiss heraus.



Das alljährliche Stiftungsfest feierte die Münchener Ceresia bereits an einem Wochenende im Sommersemester 1952 in Freising, um die alten Freisinger Ceresen der Vorkriegszeit anzulocken; der Sonntagsausflug mit einem Bus führte zum Taubenberg. Am nächsten Tag begann für uns vier Freisinger Nachkriegs-Ceresen das Vordiplom; trotz Nebentätigkeiten im Kuhstall und bei Ceresia habe ich es gut überstanden. Im November stürzten wir uns auf die Erstsemester und konnten sechs von ihnen "keilen", also zum Beitritt bewegen, darunter Manfred Wölfl. Fürs erste trafen wir uns zu wöchentlichen Stammtischen, anfangs im

Lindenkeller. Zur Information der früheren Freisinger Ceresen über unser aufkeimendes Verbindungsleben gaben wir das "Ceresenblatt" heraus, dessen Titelblatt ich gestaltete (Noch 1995 fand es Verwendung als ich die inzwischen zur Brauerverbindung mutierte Ceresia verließ; wir hatten uns auseinander entwickelt).

Richard Oesterer hatte im zweiten Semester auch eine Arbeit in der Süddeutschen Lehr- und Versuchsanstalt - bei Prof. Dr. Schropp - annehmen können und zog nach dem Auszug des Gärtners ebenfalls zu Fräulein Wiesheu. Auf Vermittlung von Dr. Eisenreich lernten wir in den Sommerferien beim Turnverein Florett- und Säbelfechten, denn wir wollten bei Ceresia auch sportliche Betätigung einführen. Zu Hause übten wir zwischen unseren beiden Zimmern im Türrahmen, der dabei gelegentlich Schrammen abbekam. Erst als Fräulein Wiesheu meinte, wir sollten, wenn wir wieder fechten, den Tisch wegräumen und dadurch die Tür schonen, stellten wir beschämt von so viel Nachsicht unseren Zimmersport ein. Nach Beginn des Wintersemesters haben aber dann die jüngeren Ceresen dieses sportliche Angebot verschmäht. Mit einem Wellensittich, den meine Tante Maria Spaeth besorgt hat, haben Oesterer und ich uns das Wohlwollen unserer Zimmerwirtin auf lange Zeit gesichert.



Im Mai 1954 - ich war schon im letzten Semester und schrieb an meiner Diplomarbeit - konnten wir die „Ceresia Freising-Weihenstephan“ offiziell wieder gründen. Wir trugen nun rote Mützen und ein grün-gold-rotes Band (zum schwarz-hellblau-roten), die „Chargierten“ agierten in „Wichs“. Die Ceresia München „gab uns ab“, d. h. sie warf uns bald darauf hinaus, weil sie inzwischen meinte, zu einer „schlagenden Verbindung“ mutieren zu müssen und wir nicht daran dachten, es ihr gleich zu tun. Aber das war nur noch eine Formsache, denn nach München fuhren wir schon länger nicht mehr. Im „Laubenbräu“ am Marienplatz, dessen Wirtin noch von meinem Großvater Bier bezogen hatte, fanden wir eine

gemütliche Bleibe. Dort trafen wir uns auch mittags öfters, und bald stellte sich ein ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl ein. Bei den wöchentlichen „Kneipen“ hielt sich der Bierkonsum in Grenzen, wir sangen viel und gern; einer war immer dabei, der die „Bierorgel“ - das Klavier - bearbeiten konnte und aus den alten Kommersbüchern wählten wir die Lieder aus, die uns zeitlos erschienen: „Wütend wälzt' sich einst im Bette Kurfürst Friedrich von der Pfalz...“, „Im schwarzen Walfisch zu Askalon...“, „Als ich schlummernd lag heut' Nacht...“, „Der Sang ist verschollen, der Wein ist verraucht...“, „s gibt kein schöner Leben als Studentenleben...“ und so fort. Spätnachts auf dem Heimweg ließen wir noch die Freisinger teilhaben an unserer Sangesfreude - sie waren derartiges gewöhnt. Wenn ich eingedenk meines frühen Arbeitsbeginns vor den anderen heimgegangen war, konnte es passieren, dass mir einige nach Mitternacht noch ein Ständchen unter meinem Fenster sangen und mich ans rechtzeitige Aufstehen erinnerten. Alles in allem war die Ceresia für uns ein willkommener Ausgleich für Prüfungs- und Broterwerbs-Belastungen; außerdem sammelten wir erste Erfahrungen mit demokratischen Entscheidungsvorgängen und beim Vorbereiten von Veranstaltungen - zur Adventszeit oder im Fasching. Politischen Meinungs-austausch gab es nicht, nur unsere beiden „DDRler“ lasen im Laubenbräu täglich Zeitungen und kommentierten die Berichte von „drüben“.



Consemester Bock, Oesterer, Kraus und ich 1957 als junge „Alte Herren“ beim Stiftungsfest in Freising

Die Weihenstephaner Professoren sind in meiner Erinnerung unterschiedlich verblasst: Reindl wirkte väterlich und seriös beim Erläutern chemischer Abläufe, Asselmeyer schien sich als jungdynamischer Physik-Star zu fühlen und ließ beim Vordiplom besonders viele über die Klinge springen. Von Witsch brachte uns schlacksig und gütig die Botanik nahe, seine Assistentin Dr. Flügel - später verheiratet mit Dr. Geiersberger - verstand es, unsere Begeisterung für sie und ihre praktischen Übungen zu wecken. Mit leiser, hastiger Sprechweise führte uns Berr knochenschwenkend in die Nutztieranatomie ein. Der glatte Meinhold ließ durchblicken, wie ungern er von München nach Weihenstephan fuhr, um vor uns seine volkswirtschaftlichen Perlen auszustreuen; kein Fach fand ich damals so langweilig wie dieses, in dem wir zu allem Überduss auch noch eine Hausaufgabe - über Arbeitsteilung - schreiben mussten (In der zweiten Hälfte meiner Dienstzeit aber sollte ich gerade dieses Lehrfach besonders gerne unterrichten!). Bei Bernhardt, der ebenfalls aus München anreiste, wurde oft gelacht, weil er ulkige Fälle aus dem Privatrecht dramatisch schildern konnte. Die Vorlesung von Stegmüller über Mineralogie und Geologie überschneidet sich nachmittags mit meiner Melkzeit; so konnte ich sie nie besuchen. Ich lernte nur nach Skriptum, trotzdem hätte ich bei der Prüfung beinahe einen Einser erzielt, wenn ich nicht in letzter Minute Weihenstephan auf einen Moränenhügel verlegt hätte, statt es im tertiären Hügelland zu belassen. Mit westfälischer Behäbigkeit und Rechenschieber lehrte uns Rintelen betriebswirtschaftliches Denken und die Bedeutung der Betriebsgrößendifferentialrente. Der lange Aufhammer imponierte in mittelfränkisch betulicher Art mit seinem pflanzenbaulichen Detailwissen; dagegen wirkte Stockklausner als Tierzüchter laut und ungeschlacht. Hofmann und seine Agrikulturchemie habe ich farblos und trocken im Gedächtnis. Von der Landtechnik, die uns Hupfauer bot, konnte ich später im Unterricht an der Fachschule kaum etwas verwerten und von dem Milchwirtschaftler Zeiler ist mir nur noch in Erinnerung, was er mir während der mündlichen Prüfung sagte: „In der Oberpfalz ist Käsebereitung unmöglich, weil der Boden zu wenig Phosphorsäure enthält“. Der temperamentvollste von allen war Baumgartner, bei dem wir ahnten, dass Landwirtschaft nicht nur in Bayern, sondern weltweit betrieben wird. Heiterkeit rief König hervor, wenn er seine Ironie zur Bewirtschaftung des Grünlandes einsetzte. Richard Oesterer fühlte sich als Hilfskraft im Institut für Milcherzeugung verpflichtet, die Vorlesungen des ehrwürdigen Emeritus Ehrenberg - einst Fütterungs-„Pabst“ in Breslau - zu besuchen; einmal überredete er mich, mitzugehen: Wir saßen zu zweit zu Füßen des alten Herrn, der ohne Konzept über Fütterungsfragen plauderte. Weihenstephaner Urgestein war Raum - ihn hat schon mein Vater gehört -, der uns Sämereien mitbrachte und ihre Merkmale erläuterte. Bei ihm ging's immer laut zu und die griffigeren der Samen flogen hin und her.

Einige wenige Kommilitonen hatten in den ersten Semestern „das Handtuch geworfen“, etwa weil sich ihnen unerwartet anderweitige Berufschancen boten oder weil sie an der Physik gescheitert waren. Ansonsten unterzogen wir alle uns fristgerecht nach sechs Semestern der Diplom-Hauptprüfung. Trotz Broterwerbs während der halben Studiendauer kam auch ich ans Ziel. Seitdem darf ich mich Diplomlandwirt nennen! (Einige Jahre später hätte ich mittels Postkarte meinen akademischen Titel in die anscheinend zeitgemäße Form „Diplom-Agraringenieur Univ“ umschreiben lassen können; ich habe es aber nicht für nötig gehalten). Als die letzte Prüfung vorüber war, wartete ich nicht auf die offizielle Feier und den Abschlussball, sondern packte meine Sachen zusammen und fuhr nach Regensburg zu meiner Mutter; ich fühlte mich ausgelaugt. Unter meinen Habseligkeiten fand ich beim Ausräumen noch ein 50-DM-Schein; ihn hätte ich schon im ersten Semester finden sollen!

Die Beziehung zu meiner Alma Mater ist bald völlig abgerissen, obwohl ich später beruflich in Freising öfters an der Landessaatzuchtanstalt zu tun hatte und gelegentlich das Elterngrab meiner Mutter im alten Friedhof - dort ist sie auch seit 1972 begraben - besucht habe. Ceresia entwickelte sich anfangs gut, was ich „Alter Herr“ bei einigen Stiftungsfesten feststellen konnte. Dann wurden auch diese Besuche seltener. Von Dachau aus fuhr ich wieder einmal zu einem - enttäuschenden - Stiftungsfest, hielt auch einmal einen Vortrag vor der geschrumpften Aktivitas. In Regensburg traf ich nochmals mit Ceresen zusammen; es waren nur noch Brauer. Daraufhin schrieb ich folgenden Brief:

Heinz Hedeler
Herzog Ludwig Straße 11
93186 Adlersberg

4.1.95

An den
AHV der Burschenschaft Ceresia
c/o 1. Vorsitzender Dr. H. Scheller

Lieber Helmut,

wie Richard Oesterer und Manfred Wölfl empfinde auch ich es als zunehmend sinnlos, Ceresia weiter anzugehören. So ziehe ich ebenfalls die Konsequenz und sehe meine Mitgliedschaft im AHV mit Ablauf des Jahres 1995 für beendet an.

Wer meine Gründe wissen will, möge weiterlesen:

1. Im Wintersemester 1951/52 bin ich der Ceresia-München beigetreten, um Ludwig Eisenreich helfen zu können, in Freising die Landwirte-Verbindung Ceresia wiederaufzubauen, der mein Vater schon angehört hat. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, einer der Weihenstephaner Brauerverbindungen beizutreten. Inzwischen ist Ceresia eine Verbindung für Brauer verschiedenster Ausbildungsebenen und mir dadurch fremd geworden. Deshalb verstehe ich auch, daß seit Jahren Studenten der Agrarwissenschaften nicht mehr zu Ceresia stoßen.

2. In der Vergangenheit habe ich mich nur zweimal auf Lebenszeit gebunden: Zum erstenmal bei Ceresia, zum zweitenmal 1956 durch Heirat. Wenn unsere Ehe immer noch besteht, - was heute wohl nicht mehr so selbstverständlich erwartet wird - dann liegt es daran, daß meine Frau und ich uns miteinander weiterentwickelt haben, - und nicht auseinander, wie Ceresia und ich.

3. Wenn die Aktivitas den äußeren Rahmen (Wichs, Bier und Latein) heute noch beibehält, sei ihr das gegönnt, aber der Senior sollte dann nicht im Bericht SS 94 Ceresia "progressiv" nennen. Sogar die katholische Kirche hat das Latein abgeschafft und Wehrdienst wird schon lange nicht mehr im "bunten Rock" abgeleistet.

4. "Flexibilität" - ebenfalls vom Senior für die heutige Ceresia in Anspruch genommen - lasse ich auch nicht gelten, sonst gäbe es nicht diese quälenden Diskussionen über Namensgebung, Bezeichnungen und Mitgliedschafts-Beendigung. Deutschland ist reich an Vereinigungen, die seit langem Frauen zu ihren Mitgliedern zählen und keine Satzungsprobleme damit haben.

In die Wiedergründung Ceresias in Freising habe ich seinerzeit viel Zeit und Energie investiert, aber heute weiß ich nichts mehr damit anzufangen; nur den durch Ceresia gefundenen Freunden fühle ich mich weiterhin verbunden.

Mit freundlichen Grüßen